

Illustriertes

# Thierleben.

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

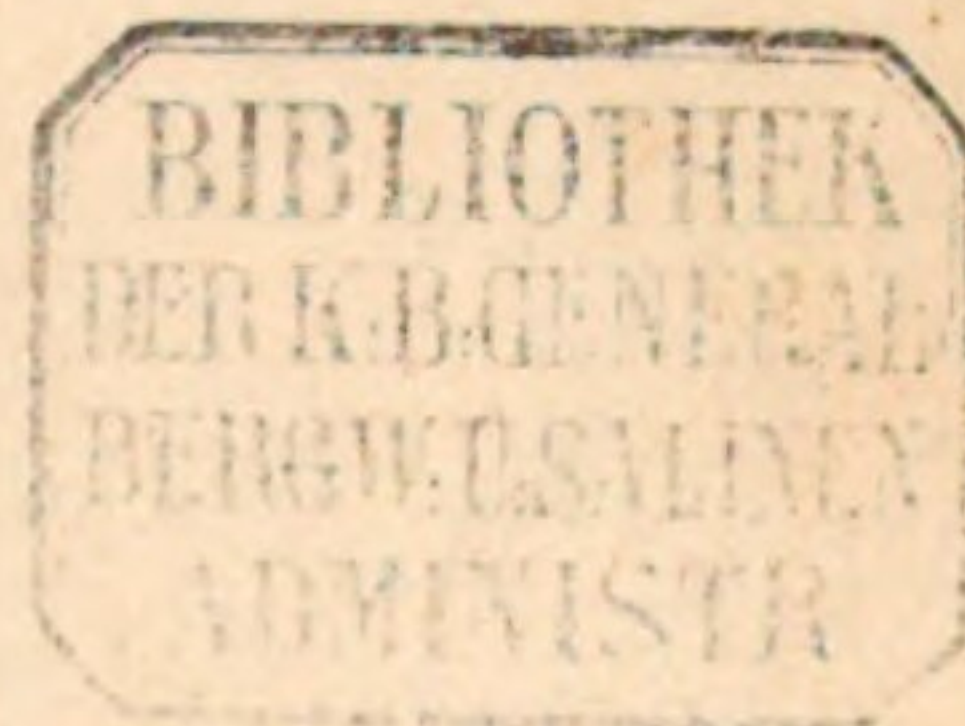
von A. E. Brehm.

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von N. Kretschmer.

---

Zweiter Band.

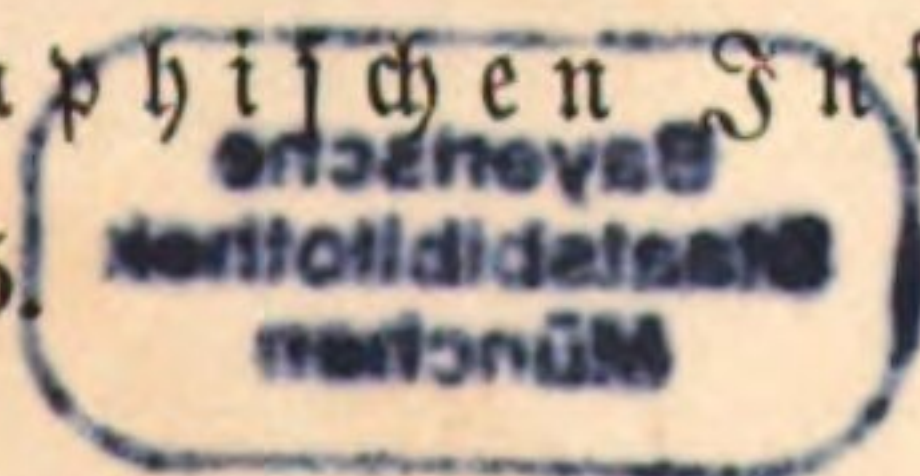
---



Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.





alte Sparrmann behauptet freilich Dasselbe. „Man nennt“, so erzählt er, „diese Thiere Waldschweine. Sie sind gelb, leben in Erdhöhlen und sind sehr gefährlich, indem sie wie ein Pfeil auf die Menschen losschießen und mit ihren langen Hauern Einem den Bauch aufreißen. Man findet sie herdenweise beisammen, und auf der Flucht nimmt jedes ein Junges in den Rachen. Dies sieht höchst sonderbar aus. In Kamdebo vermischen sie sich mit Hauschweinen und zeugen fruchtbare Junge.“

„Ich wählte mir“, sagt Gordon Cumming, „einen alten Eber zu meiner Beute, und drängte ihn vom Rudel weg. Nachdem ich zehn Meilen scharf hinter ihm her galoppirt war, begannen wir mit einander in ein ziemlich geneigtes Gehänge hinabzureiten, und hier beschloß ich, mich mit ihm einzulassen. Als ich mich gegen ihn kehrte, hielt er augenblicklich mit seinem Laufe an und schaute mit den boshaftesten Augen mir entgegen. Der ganze Rachen schäumte vor Wuth. Ich hätte ihn leicht zusammenschießen können, wenn ich gewollt hätte, nahm mir aber vor, nicht eher zu feuern, als bis die Richtung seines Laufes wieder meinem Wagen zugewandt wäre. Er überraschte mich durch die Entschlossenheit, mit welcher er mir Stand hielt. Ich wurde hitzig und ging auf ihn ein. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wich er nicht im geringsten von seinem Wege ab, sondern trollte schließlich hinter meinem Pferde drein, wie ein mir folgender Hund. Dies machte mich mißtrauisch; denn ich sah ein, daß der alte, listige Bursche nach irgend einem Schlupfwinkel sich zurückwende. Ich beschloß also abzustiegen und ihn zu tödten. Aber gerade als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, fand ich mich in einem wahren Wirrsal von gewaltigen Höhlen, den Wohnungen der Erdschweine. Angesichts einer von ihnen stellte sich der Eber auf und verschwand, das Hintertheil zuerst einschiebend, vor meinen Augen mit ziemlicher Schnelligkeit, und sah ihn nicht wieder.“

Nach den Beobachtungen von Smith ist das Larvenschwein ebenso furchtlos, als boshaft. Es weicht dem Angriff selten durch die Flucht aus, sondern stellt sich und nimmt gern den Kampf auf. Sein Lager schlägt es immer in Höhlen, unter Baumwurzeln oder unter Felsblöcken auf; in ihm wagen es blos die geübtesten Jäger anzugreifen, weil es plötzlich hervorstürzt, mit größter Schnelligkeit rechts und links Wunden austheilt und bis zu seinem Tode den Kampf grimmig fortsetzt. Eben weil die Jagd zu große Schwierigkeiten macht, gewährt sie den Muthigsten unter den Eingeborenen ein hohes Vergnügen.

Im Jahre 1775 kam das erste lebende Warzenschwein nach Europa, und zwar vom Kap aus. Man hielt es geraume Zeit im Thiergarten von Haag und glaubte in ihm ein sehr gutmüthiges Thier zu besitzen. Eines Tages jedoch brach seine Wildheit aus; es stürzte sich nun grimmig auf seinen Wärter und brachte diesem mit seinen furchtbaren Hauern eine tödtliche Wunde bei. Einer Bache des Hauschweins, welche ihm in der Hoffnung beigegeben worden war, daß es sich mit derselben fortpflanze, riß es den Bauch auf. Hinsichtlich seiner Nahrung unterschied es sich nicht von anderen Schweinen. Es fraß Getreide aller Art, Mais, Buchweizen, grüne Wurzeln und sehr gern Brod. Ich sah ein Paar im Thiergarten von Antwerpen. Es waren junge Thiere, welche ihren Hauerfchmuck noch nicht besaßen. Das von Rüppell berichtete Dahinrutschen auf den Vorderhandgelenken konnte man an ihnen sehr gut beobachten. Beim Fressen und Wühlen nahmen sie stets diese Stellung an. Sonst unterschieden sie sich nicht von anderen Schweinen.

\* \* \*

In der letzten Familie unserer Ordnung sind die eigentlichen Dickhäuter oder Plumpen (Obesa) vereinigt. Die gegenwärtige Schöpfung enthält freilich nur noch zwei verschiedene Sippen dieser Geschöpfe: die Nashörner und Nilpferde; in der Vorwelt dagegen war die Erde von den hierher gehörigen Thieren reich bevölkert.

Die Plumpen unterscheiden sich von den Rüsselträgern durch den Mangel der so auffallend verlängerten Nasenbeine und durch ihre kleinen Eckzähne an der Stelle der gewaltigen Stoßzähne, durch



den Besitz von Schneidezähnen und durch den äußerst plumpen, auf niederen Beinen ruhenden, mit dicker Haut bedeckten riesigen Körper, in welchem das leibliche Leben das geistige so zu sagen unterdrückt hat. Gewöhnlich ist die röthlichgrau oder dunkelbraun gefärbte Haut nackt, nur hier und da mit wenigen Härchen bedeckt, schilderartig verdickt, faltig in den Gelenken und da, wo sie sich biegen muß. Die drei oder vier Zehen der ungeschlachteten Füße sind mit unvollkommenen oder ungleichen Hufen umhüllt. Die Nase und die äußeren Ohren sind meistens sehr stark entwickelt, die Augen aber klein und von unangenehmem Ausdruck.

Das Geripp aller dieser Thiere kennzeichnet sich durch seine schweren Formen. Alle Knochen sind gewaltig dick, stark und ungefüge. Am Schädel ist der Antlitztheil beträchtlich verlängert, die Nasenbeine sind noch sehr entwickelt. In der Wirbelsäule haben die Halswirbel sehr starke Fortsätze, die Rückenwirbel lange, die Lendenwirbel breite und die Kreuz- und Schwanzwirbel schwache Dornen. Die Zahl der Wirbel, welche Rippen tragen, ist bedeutend und schwankt in ziemlich weiten Grenzen. An den Gliedern fallen die sehr starken Hand- und Fußwurzeln auf; unter den Zehen übertrifft die Mittelzehe immer die übrigen. An diesem schweren Knochengerüste setzen sich kräftige Muskeln an; zumal diejenigen, welche zur Fortbewegung der Gliedmaßen und zur Beugung des Kopfes dienen, sind ungewöhnlich entwickelt. Die Lippen sind klein, die obere manchmal zu einem kleinen Rüssel verlängert. Die Zunge ist dick und glatt, die Speiseröhre weit, der Magen einfach oder getheilt, der Darm mindestens zehn Mal so lang, als der Leib, das Gefäß und Nervenetz sehr eigenthümlich gebaut.

Die Dickhäuter erscheinen uns so recht eigentlich als Ueberbleibsel aus früheren Schöpfungsabschnitten, als Ueberlebende aus der Zeit der Sage. Die Sippen, welche gegenwärtig so arm an Arten sind, waren früher reichzählig vertreten. Und nicht bloß in den Wendekreisländern der Erde lebten diese Thiere, sondern auch in den gemäßigten, ja selbst in den kalten Gürteln. Gegenwärtig stehen die beiden Sippen der Familie scharf gesondert von einander da; wollten wir aber die ausgestorbenen uns als Bindeglieder denken, wollten wir die Knochen, die man gefunden hat, im Geiste wieder mit Haut und Fleisch und Borsten und Haaren bedecken, so würden wir eine Reihenfolge ohne erhebliche Lücken erhalten: aber wir würden vielleicht dann die jetzt noch lebenden mit anderen in besondere Familien vereinigen müssen: so groß ist der Reichthum der untergegangenen Arten. Im Zehen- und Fußbau der ausgestorbenen spricht sich die größte Uebereinstimmung mit den noch jetzt lebenden Plumpen aus, und eine Menge von Bindegliedern vereinigten auch die nunmehr einander so unähnlichen.

Gegenwärtig bewohnen die Plumpen Südasien und einige seiner Inseln, Mittel- und Südafrika. In ihrer Lebensweise ähneln sie im wesentlichen den Elefanten. Wie diese lieben sie die Nähe des Wassers und die Sumpfgenden, wie diese steigen sie von der Tiefe zum Hügel land und in größere Höhen empor. Dichte, feuchte Wälder, welche Sümpfe, Seen, Flüsse und Bäche umschließen, sind Bedingung für ihr Wohlbefinden und demgemäß auch für ihren Aufenthalt. Die Flußpferde sind ausschließlich an das Wasser gebunden, und entfernen sich nur dann von ihm, wenn ihr Aufenthaltsort selbst ihnen keine Nahrung mehr bietet. Die Plumpen sind in vielfacher Hinsicht als Bindeglieder zwischen den Land- und Seesäugethieren anzusehen. An diese erinnert ihre gewaltige Masse und ihre Wasserliebe, jene sind sie noch ihrer Gestalt und ihrem Wesen nach. Aber die Nilpferde gehen schon weit hinaus in das Meer und beweisen durch ihr geschicktes Schwimmen und Spielen in der Tiefe desselben, wie nahe sie den Walen stehen. Noch sind die Plumpen gesellig, jedoch nicht mehr in dem Grade, wie die Elefanten. Nur die Nilpferde halten noch etwas auf freundschaftlichen Verkehr mit Anderen ihrer Art: die Nashörner leben paarweise, höchstens in kleinen Trupps. Die Einen sind Nachtthiere, die Anderen auch bei Tage thätig; eine eigentliche Scheidung in dieser Hinsicht ist aber nicht ausgesprochen; denn die Nachtthiere zeigen sich oft genug bei Tage und die Tagthiere in der Nacht. Ihr Leben theilt sich in Fressen und Ruhen: der Bauch ist ihr Gott. An Gefräßigkeit übertreffen sie alle Säugethiere, an träger Ruhe nicht minder. Nur der Hun-



ger macht sie beweglich oder der wüthendste Zorn. Hiermit ist ihr geistiges Wesen schon beschrieben. Ihre Plumpheit und Schwerfälligkeit spricht sich in leiblicher, wie in geistiger Hinsicht aus. Schwer und plump, langsam und bedächtig ist ihr Gang, unbeholfen und ungeschickt ihr Lauf. Aber wenn die gewaltige Masse einmal in Bewegung gekommen ist, jagt sie ziemlich rasch dahin. Weit geschickter als auf dem Lande zeigen die Plumpen sich im Wasser. Ein guter Theil ihres schweren Leibes wird von diesem getragen, so daß sie sich bloß wenig anstrengen müssen, um den massigen Bau fortzuschieben. Alle Dichthäuter sind vortreffliche Schwimmer, einzelne von ihnen bewohnen geradezu das Wasser. Sie gehen mit Gleichgiltigkeit unten auf dem Boden dahin; sie schwimmen zwischen Spiegel und Grund oder auf der Oberfläche, wie es ihnen eben behagt; sie tauchen mehrere Minuten lang und legen sich dann wieder auf der Oberfläche nieder, ohne sich die Sicherheit ihrer Lage durch Bewegung erkaufen zu müssen. Das Wasser ist ihnen Bedürfniß; sie können es nicht entbehren. Wenn sie es nicht haben, suchen sie sich wenigstens schlammige Pfützen und Lachen auf, um sich in diesen mit einer wahren Leidenschaft zu wälzen und zu recken.

Ihre ungeheure Kraft läßt sie fast überall einen Weg finden. Sie bewegen sich nicht bloß im Wasser, im Sumpfe oder im Schlamm, sondern auch im Walde ohne Beschwerde. Das ärgste Dickicht hält sie nicht auf. Vor sich nieder werfen und brechen sie hindernde, in den Weg tretende Aeste und Zweige, und da, wo sie nur wenige Male den Pfad gegangen, bildet sich ein gebahnter, geebnetter Weg. Selbst an den Berghängen hin höhlen sie sich einen Pfad aus; ihrer Kraft widersteht kaum das Gestein. Man findet an den Gehängen entlang tiefe, ausgetretene Hohlwege, welche erscheinen, als seien sie mit Hacke und Schaufel ausgearbeitet. Diese rühren von dem Nashorn her, welches hartnäckig viele Male ein und denselben Pfad wandelte. In allen Urwaldungen, in den ärgsten Bambusdickichten finden sich schöne, geradfortlaufende Pfade, welche durch dieselben Wegbaumeister gebildet wurden.

Die Nahrung der Plumpen besteht ausschließlich in Pflanzenstoffen. Sumpf- und Wasserpflanzen, Getreide, Gras, das Laub und die Zweige von Sträuchern oder Bäumen, Wurzeln und Früchte werden mit gleicher Lust gefressen; doch ist ganz unverkennbar, daß sie, wenn sie es haben können, in leckerhafter Weise ihre Auswahl treffen, und es fragt sich noch sehr, ob der Geschmack nicht gleich auf das Gehör, ihren ersten Sinn, folgt. Die Nashörner packen die Nahrung mit dem kleinen, kurzen Rüssel, zu welchem sich ihre Oberlippe verlängert. Das häßliche Nilpferd rauft sie mit seinen gewaltigen Zähnen los, sei es vom schlammigen Grunde der Gewässer oder auf dem Festlande. Die Lippen dieses Geschöpfes sind so plump, daß es kaum mit ihnen zugreifen kann. Es versteht bloß Massen, welche vor ihm liegen, damit aufzunehmen, nicht aber abzureißen, während das Nashorn fast ebenso geschickt ist, wie der Tapir. Der Kostverachtung kann man sie nicht beschuldigen. Sogar Schilf und Niedgräser, blätterlose Aeste von ziemlicher Stärke, dürre Blätter und dornige Zweige, ja im Nothfalle der Noth anderer pflanzenfressenden Thiere, selbst der der eigenen Art, wird in den ungeheuren Schlund hinabgewürgt.

Im allgemeinen sind die Sinne der Plumpen noch ziemlich entwickelt. Ihre Haut ist sehr empfindlich, ihr Geschmackssinn entschieden ausgeprägt, ihr Geruch oft recht gut, ihr Gehör vorzüglich, das Gesicht aber, wie schon das blöde Auge beweist, nur schwach und stumpf. Außerst wenig Verstand ist ihr geistiges Erbtheil geworden. Oen wog das Gehirn eines Nashorns und fand das Verhältniß zwischen ihm und der Gesamtmasse des Körpers wie 1: 164: — bei dem Menschen ergibt eine ähnliche Wägung ein Verhältniß von 1: 30 oder 1: 40!

Die Plumpen leben friedlich und nach ihrer Weise auch verträglich unter einander. Faul und ruhig, wie sie sind, lassen sie sich im ganzen ziemlich Viel gefallen; wenn aber ihre Wuth einmal erwacht, kennt sie keine Grenzen mehr. Vor anderen starken Geschöpfen weichen sie aus, bis ihr Zorn rege wird, dann greifen sie blindrasend, alle Gefahr verachtend, ihre sämtlichen Mitsäugethiere an, vom Elefanten angefangen bis zu dem Menschen hinauf. Sie können sehr gefährlich werden, obwohl ihre Plumpheit sie hindert, gewandten Feinden gegenüber alle ihre Kräfte zu entwickeln.



Die Stimme aller plumpen Thiere ist ein widerliches, wieherndes Gebrüll oder Grunzen und Brummen.

Sämmtliche Arten der noch lebenden Riesen vermehren sich schwach. Die Weibchen bringen nach langer Tragzeit nur ein einziges Junge zur Welt, welches von ihnen sehr geliebt und bei Gefahr mit rasender Wuth vertheidigt wird. Das Wachsthum geht äußerst langsam vor sich; dafür scheinen aber auch Alle ein hohes Alter erreichen zu können.

Jung eingefangene werden leicht zahm und lassen sich ziemlich Viel gefallen, obwohl ihnen niemals ganz zu trauen ist. Sie sind zu dumm, als daß sie einer höheren Zähmung zugänglich sein könnten. Manche zeigen eine gewisse Anhänglichkeit und Liebe an ihren Pfleger. Viel will dies Alles nicht bedeuten. Sämmtliche plumpe Thiere vertragen sich nicht mit dem Menschen und seinen Getreuen. Da, wo der Herrscher der Erde auch wirklich zur Herrschaft kommt, müssen sie weichen: sie haufen zu verheerend in seinem Gebiete, als daß er ihre Nähe dulden könnte.

Der Werth des erlegten plumpen Thieres ist durchaus nicht unbedeutend. Man benutzt Fleisch und Fett, Haut und Knochen, Horn und Zähne auf mancherlei Art, allein niemals wird man damit nur annähernd den Schaden aufwiegen können, welchen diese gefräßigen Ungeheuer anrichten. —

---

Die erste Sippe der Familie enthält die Nashörner (Rhinoceros), von denen gegenwärtig, soviel bekannt, sechs oder, wie Andere wollen, sieben Arten unsere Erde bewohnen. Von den vorweltlichen Arten hat man bis jetzt ungefähr ebensoviel, zum Theil sehr merkwürdige Arten aufgefunden. Die lebenden lassen sich in drei verschiedene Gruppen bringen, in solche mit einem Horn und faltiger oder schilderartig aufliegender Haut, in solche mit zwei Hörnern mit Faltenhaut und endlich in solche mit zwei Hörnern und glatter Haut. Ehe wir sie aber einzeln betrachten, müssen wir einen Blick auf die Eigenthümlichkeit der Sippschaft werfen.

Die Nashörner sind zwar nicht die Plumpesten unter den Plumpen, aber doch sehr mißgestaltete Dickhäuter von ansehnlicher Größe mit schwerem Rumpf, kurzem Hals, verlängertem Kopf, kurzen, dicken Gliedmaßen und Füßen, deren drei Zehen kleine, schwache Hufe tragen. Die dicke Haut der jetztlebenden ist nackt, während sie bei den vorweltlichen mit einem dichten, doppelten Haarkleid bedeckt war. Am Kopfe verlängert sich namentlich der Antlitztheil bedeutend. Er dient zur Unterlage für ein oder zwei Hörner, für ein größeres vorn und ein kleineres hinten. Plumpe und kräftige Formen zeigen sich auch im Geripp. Der Schädel erscheint sehr lang und viel niedriger, als bei den übrigen Dickhäutern, die Stirnbeine nehmen den vierten oder dritten Theil der Schädellänge ein und verbinden sich unmittelbar mit den breiten und starken Nasenbeinen, welche die Nasenhöhle überwölben oder von einer mittleren Scheidewand noch gestützt werden. Da, wo das Horn ruht, ist dieser Knochen uneben, rauh, höckerig und wird Dies umsomehr, je größer die Hörner sind. Der Zwischenkiefer ist bloß bei den Arten, welche bleibende Schneidezähne haben, ansehnlich; bei jenen aber, welche diese Zähne in frühester Jugend verlieren, verkümmert er gänzlich. Die Wirbelsäule wird von starken, mit langen Dornen besetzten Wirbelkörpern gebildet; 19 bis 20 von ihnen tragen stark gekrümmte, dicke und breite Rippen, das Zwerchfell setzt sich aber schon am 14. bis 17. Wirbel an. Bereits in früher Jugend verwachsen die fünf Wirbel, welche das Kreuzbein bilden, zu einem Ganzen. Der Schwanz besteht aus 22 bis 23 Wirbeln. An allen übrigen Knochen ist ihre Stärke und Plumpheit das Auffallendste. Der Zahnbau ist eigenthümlich abweichend von dem der übrigen Mitglieder der Familie. Regelmäßig fehlen die Eckzähne und gewöhnlich auch die vier Schneidezähne in beiden Kiefern. Sie waren zwar vorhanden, verkümmern aber sobald, daß man sie hat gänzlich leugnen wollen. Sieben Backzähne in jedem Kiefer bilden das übrige Gebiß. Jeder einzelne scheint aus mehreren Hügeln und Pfeilern zusammengesmolzen zu sein. Die Kauflächen nutzen sich mit der Zeit mehr und mehr ab, und so entstehen verschiedenartige Zeichnungen.





Rashorn.



Auch die Weichtheile verdienen mit ein Paar Worten beschrieben zu werden. Die Haut der Oberlippe ist sehr dünn, gefäß- und nervenreich, die Zunge groß und empfindlich. Die Speiseröhre hat eine Weite von drei Zoll und eine Länge von fünf Fuß. Der Magen ist einfach länglich, im Durchmesser vier Fuß und im größten Querdurchmesser zwei Fuß, die kleinen Gedärme messen 50 bis 65 Fuß. Der Blinddarm ist 2 bis 3 Fuß, der Dickdarm 19 bis 25 Fuß, der Mastdarm 3 bis 5 Fuß lang. Unter den Sinneswerkzeugen fallen die Augen durch ihre geringe Größe auf.

Eine sehr dicke Haut bedeckt überall den Leib. An der Innenseite der Gliedmaßen ist sie noch  $\frac{1}{4}$  Zoll dick, an der Mittellinie des Bauches schon  $\frac{3}{4}$  Zoll, auf dem Rücken noch bedeutend stärker. Bei einigen Arten spannt sie sich ziemlich glatt über den Leib, bei anderen bildet sie tiefe Falten und bei einer dritten Gruppe endlich förmliche Schilder, welche durch Falten von einander abgetrennt werden. Das Horn besteht aus gleichlaufenden, äußerst feinen Fasern von Hornmasse. Jeder einzelne Faser ist etwa  $\frac{1}{20}$  bis  $\frac{1}{30}$  Linie dick, rund oder kantig und im Inneren hohl. Die längsten verlaufen in der Mitte des Horns, die kürzesten an den Seiten. Nur solche Fasern bilden das Horn, es hat keine knöchernen Zapfen wie das der Wiederkäuer. Mit seiner breiten, rundlichen Fläche ruht es auf der höckerigen Oberfläche der Nasen- und Stirnbeine, eigentlich aber auf der Haut, als deren Gebilde es zu betrachten ist. Seine Länge kann bis drei Fuß ansteigen, dann krümmt es sich ziemlich stark nach hinten. Wenn zwei Hörner vorhanden sind, ist das hintere immer das kürzere und kleinere.

Gegenwärtig beschränkt sich das Vaterland der Nashörner auf Asien, seine Inseln und Afrika.

Das Leben der verschiedenen Arten ähnelt sich im allgemeinen sehr. Ich gebe deshalb erst eine kurze Beschreibung der wichtigsten Arten und dann eine Gesamtschilderung ihres Lebens und Treibens.

Das einhornige oder indische Nashorn (*Rhinoceros indicus*) gehört mit zu den größten von allen. Bei ziemlich erwachsenen Thieren beträgt die Leibeslänge 10 Fuß, die Länge des Schwanzes 2 Fuß, die Höhe am Widerrist 5 Fuß, der größte Leibesumfang  $10\frac{1}{2}$  Fuß. Man hat aber alte Männchen getroffen, welche 12 bis 13 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß hoch wurden. Das Gewicht schätzt man auf 40 bis 60 Centner. Der Leib des Thieres ist plump, dick, wulstig, gestreckt, niedrig gestellt, der Hals kurz und dick, der Kopf mittelgroß, mehr als doppelt so lang als hoch, an der Stirn, unmittelbar vor den Ohren jederseits höckerig aufgetrieben, von dort steil gegen die Augen abfallend, über denselben nochmals gehöckert, sodann stark zusammengedrückt und abgeplattet. Die mittelgroßen, höchst beweglichen Ohren sind verhältnißmäßig lang und schmal, spitz und aufrechtstehend, fast schweinsähnlich. Die unverhältnißmäßig kleinen Augen sind von länglicher Gestalt, liegen tief und werden selten ganz geöffnet. Die Nasenlöcher stehen zu beiden Seiten über der Oberlippe, der Mundspalte gleichlaufend. Das Horn erhebt sich auf der breiten Oberseite des Schnauzenden, zwischen und über den beiden Nasenlöchern. Es ist einfach gestreckt, kegelförmig zugespitzt, etwas nach rückwärts gekrümmt. Die Haut verbindet es mit der unebenen und rauhen Knochenunterlage. Seine Länge beträgt bis zu 2 Fuß; der Umfang an der Wurzel 1 Fuß. Die flache, breite Oberlippe verlängert sich in der Mitte zu einem zugespitzten, fast fingerähnlichem Rüssel, welcher bis auf eine Länge von 6 oder 7 Zoll ausgestreckt und wieder eingezogen werden kann; die Oberlippe ähnelt der des Kindes. Die kurzen, dicken, unförmigen, walzenartigen Beine sind wie die der Dachshunde gekrümmt und zeigen nur wenig deutliche Gelenke. An ihren Füßen sind drei Zehen vorhanden, welche von der Haut so verhüllt werden, daß sie äußerlich sich nur durch Hufe kennzeichnen. Diese sind groß, vorn flach gewölbt, unten scharf abgeschnitten und lassen die große, fahle, schwielige, langgestreckte, herzförmig gestaltete, harte Sohle zum größeren Theile frei. Der kurze, geradherabhängende Schwanz verdünnt sich von der Wurzel an allmählich bis zur Mitte. Die Geschlechtstheile sind sehr groß, die männlichen höchst sonderbar gebildet; das Euter des Weibchens enthält nur ein einziges Zitzenpaar. Eine ungewöhnlich starke Haut, welche viel härter und trockener als beim Elefanten ist und auf einer dicken Schicht lockeren Zellgewebes aufliegt, so daß sie sich leicht hin und her schieben läßt, deckt den Körper und bildet einen, in viele kleine Felder getheilten, horn-



artigen Panzer, welcher durch mehrere, regelmäßig vertheilte, tiefe Falten unterbrochen wird. Diese Falten, welche bereits bei neugeborenen Thieren vorhanden sind, ermöglichen die Bewegungen des Thieres. An ihren Rändern ist die Haut wulstig aufgeworfen, in ihrer Mitte aber sehr verdünnt und weich, während sie sich sonst wie ein dickes Bret anfühlt. Bei älteren Thieren ist sie nackt und fast überall haarlos; nur an der Wurzel des Horns, am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes treten einige Borsten hervor. Hinter dem Kopfe zieht sich die erste starke Falte senkrecht am Halse herab, unten eine Art von Wamme bildend; hinter ihr steigt, von ihr schief nach oben und rückwärts, eine zweite Falte, welche anfangs sehr tief ist, gegen den Widerrist hin sich aber verflacht und verschwindet. Sie sendet unterhalb ihrer Mitte eine dritte Falte ab, welche sich schief vorwärts am Halse hinaufzieht. Hinter dem Widerrist zieht sich eine vierte tiefe Falte, welche über den Rücken weg und beiderseits in einer bogenförmigen Krümmung hinter der Schulter hinabläuft; sie zieht sich unten quer über das Vorderbein hinweg und schlingt sich vorn um dasselbe herum. Eine fünfte Falte zieht sich vom Kreuze herab, steigt schief und vorwärts an den Schenkeln hinab, wendet sich in den Weichen um, läuft etwas nach vorn und verschwindet dort. Vorher sendet sie einen Zweig ab, welcher anfangs am Borderrande des Hinterbeins herumläuft, sodann sich wagrecht über das Schienbein zieht und zum After hinaufsteigt, von wo aus eine starke Wulst wagerecht über die Schenkel verläuft. Durch die beiden, vom Rücken abwärts laufenden Falten wird die Haut in drei breite Gürtel geschieden, von denen der erste nach dem Hals und den Schultern, der zweite zwischen diesen und den Lenden und der dritte auf dem Hintertheile liegt. Ueberall ist die Haut mit unregelmäßigen, rundlichen, mehr oder weniger glatten, hornartigen Warzenschilderchen bedeckt. Die Bauch- und Innenseite der Beine sind durch mannfache sich durchkreuzende Furchen in kleine Felder getheilt. Um die Schnauze ziehen sich Querrunzeln. Bei jungen Thieren brechen einzelne borstenartige, dicke, harte Haare hier und da hervor. Die Färbung ist verschieden. Alte Thiere erscheinen einförmig dunkelgraubraun, mehr oder minder ins Röthliche oder ins Bläuliche spielend. In der Tiefe der Falten ist die Haut blaßröthlich oder bräunlich fleischfarben. Staub, Schlamm und andere Einwirkungen von außen lassen das Thier aber dunkler erscheinen, als es ist. Junge Thiere sind viel heller als alte.

Diese Art des Nashorns bewohnt Vorder- und Hinterindien, sowie die angrenzenden Theile des südlichsten China. Besonders häufig ist es in Siam, Cochinchina und den westlichsten Provinzen des himmlischen Reichs. Auf den großen Sundainseln wird es durch andere Arten vertreten, von denen die eine, welche Java bewohnt, auch nur ein Horn hat, während das auf Sumatra wohnende Nashorn deren zwei besitzt. Das eine wie das andere zeichnet sich noch außerdem durch starke Schilder und tiefe Hautfalten aus und bei dem sumatrensischen verlieren sich die Schneidezähne nicht.

Auch die afrikanischen Arten haben zwei Hörner, und das eine führt geradezu darnach seinen Namen. Das vordere Horn ist gewöhnlich etwa 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Fuß lang, etwas nach rückwärts gebogen und ziemlich stark zugespitzt, das hintere ist kürzer und stumpfer. Die Haut hat nirgends grobe Falten, wie bei den vorher beschriebenen Arten. Sie ist rauh und sehr dick, auf dem Rücken auch hart, an den Seiten aber so weich, daß jede Flintenkugel durchdringt. Ihre ursprüngliche Farbe ist dunkelbraun, der Schmutz, welcher ihr beständig anhängt, macht sie aber graulich. Das Thier wird 11 bis 12 Fuß lang bei einem Körperumfang von 9 bis 11 Fuß. Der Schwanz mißt etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuß. Die Schneidezähne, von denen im Unterkiefer vier, im Zwischenkiefer zwei standen, fallen frühzeitig aus. Die Eingeweide ähneln nach Sparrmann denen des Pferdes.

Der Wohnkreis dieses Nashorns erstreckt sich von den Rafferländern bis nach Abissinien hin, wahrscheinlich weit in das Innere des Erdtheils hinein, wie weit westlich, ist noch nicht bekannt.

Im südlichen Abissinien wird es durch eine andere Art, durch das Kapuzennashorn (*Rhinoceros cucullatus*) vertreten, welches jedoch noch so wenig bekannt ist, daß Genaueres hierüber nicht zu sagen ist.



Dieselben Orte bewohnt auch das Keitloa (*Rhinoceros Keitloa*), welches durch seine blaßbräunliche Farbe und durch die beiden sehr langen Hörner auffällt. Das hintere Horn dieses Thieres, welches sich nach vorwärts wendet, übertrifft gewöhnlich das vordere noch an Länge. Das erstere ist ganz rund, das hintere oben seitlich etwas zusammengedrückt. Die Länge des Thieres beträgt 11 bis 12 Fuß, seine Schulterhöhe 5 Fuß. Manche Naturforscher sprechen dieser Art ihre Selbständigkeit



Das zweihörnige Nashorn (*Rhinoceros bicornis*).

ab, und betrachten sie nur als Spielart des gewöhnlichen zweihörnigen Nashorns; die Forscher und Jäger aber, welche das Thier lebendig sahen, unterschieden es sehr genau von dem ersteren.

Nach den genannten kommt in Afrika noch eine Art vor, das stumpfnäsige Nashorn (*Rhinoceros simus*), welches im Lande der Betschuanen in größeren Gesellschaften weidet und sich durch die Zahl der Rippen von dem zweihörnigen unterscheidet. Mit diesem ist die Reihe der bisher bekannten, noch lebenden Nashörner geschlossen. Es ist jedoch sehr möglich, daß in Afrika noch andere aufgefunden werden dürften. Mir wurde während meines Aufenthalts in Nordafrika von ver-



schiedenen Thieren mit einem Horn erzählt, ohne daß ich die Arten hätte bestimmen können. Am oberen blauen Flusse fand ich die Fährten der Nashörner auf den zu den Flüssen führenden Pfaden häufig genug, niemals aber habe ich das Thier selbst zu Gesicht bekommen. Ein deutscher Reisender, welcher um dieselbe Zeit wie ich die gleichen Gegenden Afrikas durchwanderte, erhielt ebenfalls Berichte der Eingeborenen über die Nashörner und nahm keinen Anstand, diese Berichte, nachdem sie nach seiner Weise in Form und Klang gebracht waren, als sich auf das fabelhafte Einhorn beziehend, zu deuten, und die europäische Gelehrtenwelt war eine Zeitlang gläubig genug, solchen offenbaren Lügen Gehör zu schenken. So viel schien aber auch mir aus den Erzählungen der Eingeborenen hervorzugehen, daß mehrere Arten von Nashörnern die östlichen Provinzen Ostsudans und noch mehr jene Länder südlich von Dar el Fuhr und Wadai bewohnen. Welche Arten es sind, steht freilich dahin. Jedenfalls hat die Wissenschaft von der genaueren Erforschung Afrikas noch viel für die Kenntniß dieser Thiere zu erwarten, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sich die Artenzahl der jetztlebenden Thiere noch vermehren dürfte. Dasselbe kann auch bei den in Asien lebenden der Fall sein; denn das Sumatra bewohnende Nashorn ist auch erst seit Kurzem unterschieden worden. Dennoch scheint festzustehen, daß die Vorwelt viel reicher an Arten dieser Familie war, als die Jetztzeit.

Man hat schon eine ziemliche Anzahl vorweltlicher Arten unterschieden. Ich will blos einer einzigen Erwähnung thun, des zweihörnigen Nashorns mit knöcherner Nasenscheidewand (*Rhinoceros trichorhinus*), welches nicht blos in einzelnen Knochen, sondern mit Haut und Haaren bis auf unsere Tage gekommen ist. Im ganzen nördlichen Asien vom Don an bis zur Beringstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an dessen Ufer nicht Knochen von vorweltlichen Thieren, namentlich solcher von Elefanten, Büffeln und Nashörnern gefunden wurden und es ist bekannt, daß man alljährlich beim Aufthauen Massen von vorweltlichem Elfenbein gewinnt, womit man gegenwärtig einen sehr bedeutenden Handel treibt. „Als ich im März 1772“, sagt Pallas, „nach Jacutzk kam, zeigte mir der Statthalter des östlichen Sibiriens den Vorder- und Hinterfuß eines Nashorns, welcher noch mit Haut überzogen war. Das Thier wurde im sandigen Ufer eines Flusses gefunden. Den Rumpf und die Füße ließ man liegen.“ Nun gab sich Pallas alle Mühe, mehr zu erfahren und brachte zunächst den Kopf und den Fuß nach Petersburg. Später hat Brandt die Reste untersucht und so erfahren wir, daß dieses vorweltliche Nashorn, welches während der Diluvialzeit das mittlere und nördlichere Europa und den Norden Asiens bewohnte, neben dem Mammuth eines der gemeinsten Dichthäuter unseres Welttheils war. Außer in Sibirien fand man seine Knochen auch noch in Rußland, Polen, Deutschland, England und Frankreich und zwar in manchen Orten in erstaunlicher Menge. Das hauptsächlichste Artkennzeichen dieser Thiere besteht darin, daß bei allen anderen Nashörnern die knorpelige Nasenscheidewand bei ihm verknöchert ist, wahrscheinlich bedingt durch die auffallende Verlängerung der Nasenbeine. Ebenso weicht das Thier hinsichtlich seines Kleides von den anderen Nashörnern ab. Die getrocknete Haut hat eine schmutzig gelbliche Farbe. Sie ist nicht schwielig, wenigstens nicht am Kopfe, aber dick, an den Lippen gekörnelt und überall mit netzförmigen, rundlichen Poren dicht besetzt. Die Haare stehen in den Poren büschelförmig beisammen. Einzelne sind straffe Grannen, andere weiches Wollhaar; im übrigen ähnelt das Thier den jetztlebenden so außerordentlich, daß es höchstens einer anderen Untersippe hätte zugezählt werden können. Seine Nahrung scheint in Nadeln und jungen Trieben der Kiefern bestanden zu haben; doch ist darüber nichts Sicheres bekannt.

Andere Nashornarten lebten in der Vorzeit im südlichen Deutschland und in Frankreich. Eins von ihnen hatte wahrscheinlich vier Beine an den Vorderfüßen und kein Horn. Es war die erste Art, welche auf der Erde erschien. Hierzu kommen nun noch einige den Nashörnern entfernter ähnelnde Vorweltsthiere, welche hauptsächlich insofern theilnehmenswerth für uns sind, als sie den Uebergang von den jetztlebenden, sehr einzeln dastehenden Dichthäutern vermitteln.



Die Alten haben das Nashorn recht wohl gekannt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß unser Thier das Einhorn der Bibel ist, von welchem Hiob sagt: „Meinest du, das Einhorn wird dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir breche in Gründen? Magst du dich auf eines verlassen, da es so stark ist und wird es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheunen sammle?“ Der Urtext nennt dieses Thier Rem und schreibt ihm bald ein Horn,



Das Keitloa (Rhinoceros Keitloa).

balb zwei Hörner zu. Die Römer kannten unser Thier, wie zu erwarten, sehr gut und zwar das einhörnige ebenso wohl als die zweihörnigen. Sie ließen sie auf ihren Kampfplätzen arbeiten. Nach Plinius brachte Pompejus das erste einhörnige Nashorn im Jahre 61 v. Chr. nach Rom zu den Spielen neben dem Luchs aus Gallien und den Pavian aus Aethiopien. „Das Nashorn“, erzählt Plinius, „ist der geborne Feind des Elefanten. Es wegt das Horn an einem Steine und zielt im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wissend, daß er weicher ist, und so erlegt es den Elefanten.“ Dann fügt er hinzu, daß man schon bei Meroe Nashörner finde, und Dies ist ganz richtig; denn dort



gibt es heutzutage noch welche. „In der Stadt Abuleton, dem größten Handelsplatz der Troglodyten und Aethiopier, fünf Tagereisen zu Schiffe von Ptolomäus, wird sehr viel Elfenbein, Hörner des Nashorns, Leder vom Flußpferde und andere derartige Handelsgegenstände verkauft.“ Der Erste, welcher von diesen Thieren spricht, ist Agatharchides; dann kommt Strabo, welcher in Alexandrien ein Nashorn gesehen hat. Pausanias führt es unter dem Namen „äthiopischer Ochs“ auf, und dieser Name findet sich in viel späteren Jahrhunderten. Martial besingt beide Arten. Von dem einhörnigen sagt er:

„Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führet das Nashorn  
Solcherlei Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhiess.  
Wie im erbitterten Rasen erglühete stürmend das Unthier!  
Wie gewaltig durchs Horn, welchem ein Ball war der Stier!“

und von dem zweihörnigen:

„Während bekümmerte Seher zum Kampfe aufreizten das Nashorn  
Und lange sammelnd den Zorn dieses gewaltigen Thieres,  
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfes vor großer Erwartung,  
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth;  
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,  
Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor.“

Die alten Egypter scheinen das Nashorn nicht beachtet zu haben. Man hat bis jetzt auf den ägyptischen Tempeln keine Abbildungen von ihm gefunden. Die Priester Meroes in Südnubien werden es wohl gekannt haben. Die arabischen Schriftsteller sprechen schon sehr frühzeitig von beiden Thieren und unterscheiden die indischen und afrikanischen. In ihren Märchen kommt das Nashorn nicht selten als zauberhaftes Wesen vor. Nun vergeht eine lange Zeit, ehe man wieder Etwas von dem Thiere vernimmt. Marco Polo, der bekannte und für die Thierkunde so wichtige Schriftsteller, ist der erste, welcher das Stillschweigen bricht. Er hat es auf seiner Reise im dreizehnten Jahrhundert in Indien wieder gesehen und zwar auf Sumatra. „Sie haben dort“, sagt er, „viel Elefanten- und Löwenhörner, welche viel kleiner sind als jene und in der Behaarung den Büffeln ähneln; ihre Füße aber sind wie bei den Elefanten. Sie tragen ein Horn mitten auf der Stirn, thun damit aber Niemand Etwas. Wenn sie Jemanden angreifen wollen, werfen sie ihn vielmehr mit den Knien nieder und stoßen dann mit der Zunge, die mit einigen langen Stacheln besetzt ist, auf ihn los. Ihren Kopf, welcher dem des Wildschweins ähnelt, tragen sie immer gegen die Erde gekehrt. Sie halten sich gern im Schlamm auf und sind überhaupt rohes, garstiges Vieh.“ Im Jahre 1513 erhielt endlich der König Emanuel aus Ostindien wieder ein lebendes Nashorn. Der Ruf davon erfüllte alle Länder. Albrecht Dürer gab zuerst einen Holzschnitt von diesem Thiere heraus, den er nach einer schlechten Abbildung angefertigt hatte, welche ihm von Lissabon aus zugesandt worden war. Das Bild stellt ein Thier dar, welches aussieht, als wäre es mit Schabracken bekleidet. Es hat Schuppen an den Füßen, wie an einem Panzer und trägt auch noch ein kleines Horn auf der Schulter. Fast zweihundert Jahre lang war jener Holzschnitt des berühmten Meisters das einzige Bild, welches man von dem Nashorn besaß. Erst Chardin, welcher in Ispahan selbst ein Nashorn sah, hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine bessere Abbildung gegeben. Die Lebensbeschreibung hatte schon Bontius in der Mitte des 17. Jahrhunderts berichtet. Von nun an beschreiben alle Reisenden, welche Sinn für Natur haben, die eine und die andere Art und namentlich die Nashörner, welche Südafrika bewohnen, sind uns recht ausführlich geschildert worden, so daß es gegenwärtig ziemlich leicht ist, ein allgemeines Bild der Thiere zu geben.

Im allgemeinen ähneln sich alle Nashörner in ihrer Lebensweise, in ihrem Wesen, in ihren Eigenschaften, Bewegungen und in ihrer Nahrung; doch scheint immerhin jede Art ihr Eigenthümliches zu haben. Unter den asiatischen Arten z. B. gilt das indische Nashorn als ein außerordentlich



bösartiges Geschöpf, das japanische wird schon als viel gutmüthiger geschildert und das auf Sumatra lebende soll gar nicht bösartig sein. Aehnlich verhält es sich bei den afrikanischen. Das zweihörnige wird trotz seiner geringen Größe als das wüthendste bezeichnet; das Reitloa gilt ebenfalls als ein höchst ungemüthlicher Gesell; das weiße Rhinoceros aber soll ein wirklich harmloses Geschöpf sein. Im allgemeinen werden die riesenhaften Dickhäuter überall mehr gefürchtet, als der Elefant. Die Araber des Sudahn, welche die Nashörner mit dem Namen Anasa und Fertit bezeichnen, sind geneigt, in ihnen wie im Nilpferde Zaubergestalten zu erblicken. Sie glauben, daß irgend ein böswilliger Hexenkünstler die Gestalt dieser Thiere annehmen könne und versuchen ihre Ansicht damit zu begründen, daß Nashörner wie Nilpferde in ihrer blinden Wuth keine Grenzen kennen. „Der Elefant“, so sagen sie, „ist ein gerechtes Thier, welches das Wort des Gottgesandten Mahammed (über welchem der Frieden des Albarmherzigen sei) in Ehren hält und Schutzbriefe und andere erlaubte Mittel der Abwehr wohl achtet: Nilpferde und Nashörner aber kümmern sich nicht im geringsten um alle Amulette, welche unsere Geistlichen schreiben, um die Felder zu bewahren und beweisen hierdurch, daß ihnen das Wort des Wahrheitsprechenden und Allmächtigen vollkommen gleichgiltig ist. Sie sind verbannt und verworfen von Anfang an. Nicht der Herr, der Allerschaffende, hat sie geschaffen, sondern der Teufel, der Allverderbende, und deshalb ist es den Gläubigen nicht gerathen, sich mit derartigen Thieren einzulassen, wie wohl die Heiden und christlichen Ungläubigen zu thun pflegen. Der wahre Muselman geht ihnen ruhig und still aus dem Wege, damit er seine Seele nicht beschmutze und Schaden an ihr nehme und verworfen werde am Tage des Herrn.“

Ein möglichst wasserreiches Gebiet, Sumpfigenden, Flüsse, welche auf weit hin ihr Bett überfluthen, Seen mit umbuschten, schlammigen Ufern, in deren Nähe grasreiche Weideplätze sich befinden: das sind die bevorzugten Aufenthaltsorte der Nashörner. In Afrika entfernen sie sich aber nicht selten ziemlich weit vom Wasser, um auf den Grassteppen zu weiden, wie auch die indischen ihrerseits bisweilen nach dem Gebirge emporsteigen. Täglich einmal besucht wohl jedes Nashorn das Wasser, um hier zu trinken und um sich im Schlamm zu wälzen. Ein Schlammbad ist allen auf dem Lande lebenden Dickhäutern geradezu ein Bedürfniß; denn so sehr auch ihr Fell ihren Namen bethätigt, so empfindlich ist es. Zumal im Sommer nun peinigen Fliegen, Bremsen und Mücken alle größeren Säugethiere in wirklich unglaublicher Weise, und um Diesem vorzubeugen, schützen sie sich eben durch Auflegen einer dicken Schlamm Lage. Ehe sie noch auf Nahrung ausgehen, eilen sie zu den weichen Ufern der Seen, Lachen und Flüsse, wühlen mit dem Horn ein Loch und wälzen und drehen sich in diesem bis Rücken und Schultern, Seiten und Unterleib mit Schlamm bedeckt sind. Das Wälzen im Schlamm thut den Thieren so wohl, daß sie dabei laut stöhnen und grunzen und sich von dem behaglichen Bad sogar hinreißen lassen, die ihnen sonst eigene Wachsamkeit zu vernachlässigen. Gegen die bösen Fliegen und Mücken schützt die Schlammdecke immer nur kurze Zeit; denn sie springt zunächst an den Beinen, dann auf den Schultern und an den Schenkeln ab, welche Theile nun den Stichen der Fliegen blosgestellt sind, ohne daß sich das Nashorn dagegen zu schützen vermöchte. Da sieht man es, seiner Trägheit vergessend, eilig nach den Bäumen rennen, um sich dort zu reiben und die Qual einen Augenblick lang zu verringern. Dann geht es von neuem weiter.

Die Nashörner sind mehr bei Nacht, als bei Tage thätig. Große Hitze ist ihnen sehr zuwider; deshalb schlafen sie um diese Zeit an irgend einem schattigen Orte, halb auf der Seite, halb auf dem Bauche liegend, den Kopf vorgestreckt und ebenfalls aufgelegt, oder sie stehen träg in einem stillen Theile des Waldes, wo sie durch die Wipfel größerer Bäume gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind. Alle Berichterstatter sind darin fast einstimmig, daß ihr Schlaf ein sehr gesunder ist. Mehrere Forscher konnten sich ruhenden Nashörnern ohne große Vorsicht nähern. Die Thiere glichen fühllosen Felsblöcken und rührten sich nicht. Gordon Cumming erzählt, daß selbst die besten Freunde des Thieres, mehrere kleine Vögel nämlich, welche stets mit ihm ziehen, vergeblich bemüht waren, eines der Nashörner, welches er erlegen wollte, zu wecken, und bereits die ältesten Berichterstatter erwähnen, daß gerade während der Mittagshitze das Thier am öftersten beschlichen



und getödtet würde. Gewöhnlich schnarcht es im Schlafe so laut, daß man dieses dröhnende Geräusch schon auf eine gute Strecke hin vernimmt und dadurch auch dann aufmerksam gemacht wird, wenn man das versteckt liegende Nashorn nicht sieht. Doch kommt es auch vor, daß der Athem leise ein- und ausgeht, und man plötzlich vor einem rasenden Riesen steht, ohne von dessen Vorhandensein eine Ahnung gehabt zu haben. So berichtet Sparrmann, daß zwei seiner Hottentotten dicht an einem schlafenden Nashorn vorbeigingen und es erst bemerkten, als sie bereits einige Schritte vorüber waren. Sie drehten sich sofort herum, setzten ihm ihre Gewehre dicht auf den Kopf und schossen beide mit Kugeln geladenen Läufe ab. Das Thier machte noch einige Bewegungen; sie luden ruhig wieder und erlegten es durch die nächsten Schüsse.

Mit Anbruch der Nacht, in vielen Gegenden aber auch schon in den Nachmittagsstunden erhebt sich das plumpe Geschöpf, nimmt ein Schlammbad, reckt und dehnt sich dort behaglich und geht nun auf Weide aus. An den Quellen und Lachen erscheint es, in Afrika wenigstens, am häufigsten zwischen der dritten und sechsten Stunde der Nacht, und immer verweilt es dann mehrere Stunden an diesen so beliebten Orten. Nachher ist es ihm allerdings ziemlich gleich, wohin es sich wendet. Es äßt sich ebensowohl in den dichten, anderen Thieren kaum zugänglichen Wäldern, wie auf offenen Ebenen, im Wasser nicht weniger, als in dem Röhricht der Sümpfe, auf den Bergen ebenfogut, wie in dem Thale. Selbst durch das verschlungenste Dickicht bahnt es sich einen Weg mit der allergrößten Leichtigkeit. Die Zweige und dünneren Stämme müssen der in Bewegung gesetzten Masse weichen oder werden von ihr niedergebrosen, und nur um größere Stämme herum macht es eine kleine Biegung. Wo es mit Elefanten zusammenlebt, nimmt es gewöhnlich deren Wege an; doch kommt es ihm darauf nicht an, sich selbst solche zu bahnen; denn im Nothfall biegt es mit seinem Horn auch dicke Stämme zu beiden Seiten, um sich zwischen ihnen hindurch einen Pfad zu bilden. In den Dschungeln Indiens sieht man lange, schnurgerade Wege, auf welchen alle Pflanzen seitlich niedergebrosen sind, während der Boden von den Tritten des Thieres niedergestampft ist. Im Inneren Afrikas gewahrt man ähnliche Gangstraßen, welche man als solche des Nashorns erkennt, wenn die Bäume rechts und links niedergebrosen sind, während die von Elefanten herrührenden dadurch sich auszeichnen, daß die niederen, hindernden Stämme ausgerissen, entlaubt und dann auf die Seite geworfen wurden. Nicht selten soll man in den indischen Gebirgsgegenden ganz wohl ausgetretene Wege finden, welche von einem Wald zum anderen über felsige oder steinige Abhänge führen und durch das beständige Dahintraben auf der gleichen Stelle förmlich in das Gestein eingegraben worden sind, so daß schließlich tiefe Hohlwege entstehen.

Hinsichtlich seiner Nahrung steht das Nashorn zum Elefanten in einem ähnlichen Verhältniß, wie der Esel zum Pferde. Am liebsten frist es harte Stauden aller Art, Disteln, Ginster, Sträucher, harte Schilf und Steppengras u. dgl. In Afrika besteht seine Hauptnahrung aus den dornigen Mimosen, zumal aus den niederen, buschigen, deren eine Art ihrer krummen, sich in Alles anhakenden Dornen halber von den Jägern so bezeichnet „Wart ein Bischen“ genannt wird. Während der Regenzeit verläßt es gern die Wälder und zieht sich da, wo Feldbau in der Nähe seines Aufenthalts getrieben wird, nach dem angebauten Lande. Hier richtet es dann unglaubliche Verwüstungen an; denn ehe der Magen von 4 Fuß Länge und  $2\frac{1}{2}$  Fuß Durchmesser gefüllt ist, muß schon eine anständige Menge von Kraut vernichtet sein. Bei den in der Gefangenschaft lebenden Nashörnern hat man die tägliche Nahrung gewogen und gefunden, daß das Thier mindestens einen halben Centner zu sich nimmt. Im freien Zustande frist es wahrscheinlich noch mehr. Aber freilich ist es auch kein Kostverächter. Nicht bloß die dünneren Zweige und Schößlinge werden hinabgewürgt, nicht bloß die starrenden Theile der Mimosen und anderer stacheligen Gewächse der Wendekreisländer, sondern auch Aeste bis zu  $1\frac{1}{2}$  und 2 Zoll Durchmesser. Dasselbe, was ich von der Fressung des Elefanten sagte, gilt auch hier. Die Nahrung wird mit dem breiten Maule massenhaft abgepflückt, und diejenigen Arten, bei denen sich die Oberlippe rüsselartig verlängert, wissen die handartigen Fortsätze ganz vortrefflich zu gebrauchen. An einem gefangenen, indischen Nashorn beobachtete ich, daß



es mit seiner Lippenspitze sehr kleine Stücken, z. B. Zuckerbrocken, geschickt einflemmen und dann durch Umbiegen derselben auf die weit vorragende Zunge bringen kann. Alle Nahrung, welche das Thier aufnimmt, zerkaut es sogleich, aber in rohester Weise; denn seine Speiseröhre ist weit genug, um auch großen Stücken den Durchgang zu gewähren. Das indische Nashorn kann die rüsselartige Ausbuchtung der Oberlippe etwa bis auf 6 Zoll verlängern und damit gleich einen tüchtigen Busch Gras erfassen, ausreißen und in das Maul schieben. Ob etwas Erde dann mit an den Wurzeln hängt oder nicht, ist ihm ziemlich gleichgültig. Es schlägt allerdings erst den ausgerissenen Busch einmal gegen den Boden, um den größten Theil der erdigen Stoffe abzuwerfen, dann aber schiebt es ihn mit großer Seelenruhe in den weiten Rachen und würgt ihn ohne Schlingbeschwerden hinab. Sehr gern frißt das Thier auch Wurzeln, deren es sich mit Leichtigkeit bemächtigt. Bei guter Laune macht es sich schon seines Vergnügens halber daran, einen kleinen Baum oder Strauch aus dem Boden zu wühlen, und fegt zu diesem Zwecke mit dem gewaltigen Horn solange unter den Wurzeln herum, bis es schließlich den Strauch erfassen und herausheben kann. Dann werden durch andere Schläge die Wurzeln losgebrochen und verzehrt. Dabei ist jedoch bemerkt worden, daß die verschiedenen Arten auch eine verschiedene Auswahl ihrer Nahrung zu treffen pflegen. So behauptet man, daß die Borile oder das zweihörnige Nashorn Afrikas durch einen Euphorbienstrauch, welchen die weißen Arten ohne Magenbeschwerde fressen, vergiftet wird.

Das Wesen des Nashorns hat wenig Anziehendes. Es frißt entweder oder schläft, um die übrige Welt bekümmert es sich fast gar nicht. Im Gegensatz zu dem Elefanten lebt es nicht in Herden, sondern meist einzeln oder höchstens in kleinen Trupps von vier bis zehn Stücken. Unter solcher Gesellschaft herrscht kein Zusammenhang: jedes Einzelne lebt für sich und thut, was ihm beliebt. Alle Bewegungen der Thiere sind schwerfällig und plump, jedoch durchaus nicht in dem Grade, als man wohl glauben möchte. Behende Wendungen und Biegungen kann das Nashorn freilich nicht ausführen, und auf den Bergen springt es auch nicht mit der Leichtigkeit einer Gemse herum, in den ebenen Gegenden aber eilt es, wenn es einmal in Bewegung gekommen ist, sehr rasch davon. Es geht nicht, wie die anderen schweren Dickhäuter, durch gleichzeitiges Bewegen der Beine einer Seite, sondern schreitet mit den sich gegenüberstehenden Vorder- und Hinterbeinen zugleich aus. Beim Laufen hält es den Kopf gewöhnlich niedrig und gerade vor sich hin, in der Wuth aber schaukelt es ihn wiegend hin und her und reißt mit dem Horn tiefe und weite Furchen auf. Wenn es recht erzürnt ist, springt es auch von einer Seite zur anderen und hebt dann den stumpfen Schwanz in die Höhe. Es kann einen sehr geschwinden und ausdauernden Trab laufen und selbst berittenen Jägern gefährlich werden, zumal in buschreichen Gegenden, wo Mann und Pferd nicht so leicht auszuweichen vermögen, während jenes plump alle ihnen im Wege stehenden Bäume niedertritt. Im Schwimmen ist das Nashorn natürlich Meister; doch hält es sich mehr an der Oberfläche und taucht nicht ohne Noth. Einzelne Berichterstatter wollen beobachtet haben, daß es in Sümpfen oder Flüssen sich zum Grunde hinabsenkte, dort mit dem Horn die Wurzeln und Ranken der Wasserpflanzen aushebe und mit sich emporbrächte, um sie oben zu verzehren.

Unter den Sinnen der Nashörner steht das Gehör wohl oben an, dann folgt der Geruch und auf diesen das Gefühl. Das Gesicht ist sehr wenig ausgebildet. Es wird allgemein behauptet, daß ein Nashorn immer nur gerade nach vorn sehen könne und Menschen, welche von der Seite zu ihm hinschlichen, gar nicht wahrzunehmen vermöge. Ich bezweifle diese Angaben, weil ich das Gegentheil an zahmen bemerkt habe. In der Wuth folgt das Nashorn dem Geruch und Gehör. Es nimmt die Fährte des Feindes auf und spürt dieser nach, wobei es allerdings das Auge wenig braucht. Das Gehör ist sehr fein; das Thier vernimmt das leiseste Geräusch auf große Entfernungen. Aber auch der Geschmack ist durchaus nicht zu leugnen; denn bei zahmen beobachtete ich, daß ihnen Zucker ein höchst erwünschter Gegenstand war und mit besonderem Wohlgefallen von ihnen verzehrt wurde. Die Stimme besteht in einem dumpfen Grunzen, welches bei größerer Wuth in ein tönendes Blasen übergehen soll. In der Freiheit mag man dieses Blasen oft vernehmen; denn ein Nashorn ist sehr leicht



in Wuth zu versetzen. Seine Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Futter heißt, kann sich sehr bald in das Gegentheil umwandeln. Raffles beobachtete, daß das sumatrensische Nashorn vor einem einzigen Hunde die Flucht ergriff, und andere Reisende sahen, daß es bei ihrer Witterung eiligst davon ging: allein das ganze Betragen ändert sich, wenn das Thier gereizt wird. Es achtet dann weder die Zahl, noch die Wehrhaftigkeit seiner Feinde, sondern stürzt blindwüthend in gerader Linie auf den Gegenstand seines Zornes los. Ob dann eine Gesellschaft bewaffneter Leute dem wüthenden Vieh entgegensteht oder ob der Gegenstand seiner Wuth ein völlig harmloser und unbedeutender ist, scheint von ihm nicht in Betracht gezogen zu werden. Rothe Farben sollen ihm zuwider sein, wie dem Ochsen, und öfters hat man es Anfälle auf schreiend gekleidete Menschen machen sehen, welche ihm nicht das Geringste zu Leide gethan haben. Seine Wuth übersteigt alle Grenzen. Es rächt sich nicht bloß an Dem, welches es wirklich gereizt hat, sondern an Allem und Jedem, was ihm vorkommt; selbst Steine und Bäume müssen herhalten und wenn es gar Nichts findet, reißt es wenigstens 6 bis 8 Fuß tiefe Furchen in die Erde. Glücklicherweise ist es nicht so schwer, einem in seiner Wuth dahinrennenden Nashorn zu entgehen. Der geübte Jäger läßt es bis auf etwa 10 oder 15 Schritt herankommen und springt dann zur Seite. Da rennt der tobende Gefell an ihm vorüber, verliert die Witterung, welche er bisher hatte, und stürzt nun auf gut Glück vorwärts, vielleicht an einem anderen, ganz unschuldigen Gegenstand seine Wuth auslassend. Man hat, wie Lichtenstein erzählt, Beispiele, daß ein Nashorn bei Nacht einen Wagen oder einen davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortschleppte und zertrümmert hat. Für den gerade im Zuge begriffenen Reisenden ist das Nashorn von allen Thieren das gefährlichste, weil es nicht selten ohne alle Ursache auf die Leute losrennt und in verrückter Wuth ganz Unschuldige umbringt. Zumal die schwarzen, afrikanischen Nashörner sind wegen ihres ungeheuern Grimmes sehr gefürchtet. Sie stürzen auf alle Gegenstände los, welche ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Manchmal arbeitet eins dieser Thiere stundenlang mit seinem Horn an einem Busche und wühlt schnaubend an ihm herum, bis es ihn mit sammt seinen Wurzeln aus der Erde gehoben hat, dann legt es sich vielleicht ruhig nieder, ohne weiter an das eben Zerstörte zu denken. Das weiße, afrikanische Nashorn ist viel sanfter und harmloser, als seine schwarzen Verwandten, und steht ihnen auch an Schnelligkeit bei weitem nach. Selbst wenn es verwundet worden ist, greift es selten den Menschen an.

Ueber die Fortpflanzung des Nashorns fehlen zur Zeit noch genauere Berichte. Von der indischen Art weiß man, daß die Paarung in die Monate November und Dezember fällt, und da nun der Wurf im April oder Mai erfolgt, kann man die Tragzeit auf 17 bis 18 Monate anschlagen. Der Paarung gehen zuweilen gewaltige Kämpfe unter den Männchen voraus. So sah Anderson vier männliche Nashörner im wüthendsten Kampfe, erlegte zwei und fand, daß sie mit Wunden bedeckt und in Folge deren nicht im Stande waren, sich satt zu fressen. Mitten im Dickicht des Waldes bringt das Nashorn sein einziges Junge zur Welt. Es ist ein kleines, plummes Vieh, von der Größe eines stattlichen Hundes, welches mit offenen Augen zur Welt kommt. Seine röthliche Haut ist noch faltenlos, der Keim zum Horn ist aber schon vorhanden. Das Wachsthum schreitet in den ersten Monaten rasch vor sich. Ein Nashorn, welches am dritten Tage etwa 2 Fuß hoch und  $3\frac{1}{2}$  Fuß lang war, wächst in einem Monate 5 Zoll in die Höhe,  $\frac{1}{2}$  Fuß in die Länge und ebensoviel im Umfang. Nach dreizehn Monaten hat es bereits eine Höhe von vier, eine Länge von sechs und einen Umfang von fast sieben Fuß. Die Haut ist in den ersten Monaten von dunkelröthlicher Farbe, später bekommt sie eine dunkle Schattirung auf hellerem Grunde. Bei den bezüglichen Arten ist bis zum vierzehnten Monate kaum eine Andeutung der Falten vorhanden; dann aber bilden sich diese so rasch aus, daß binnen wenigen Monaten kein Unterschied zwischen den Alten und Jungen vorhanden ist. Uebrigens gehört mindestens ein achtjähriges Wachsthum dazu, bevor das Nashorn eine Mittelgröße erlangt hat. Das Horn biegt sich durch das ewige Weizen mehr nach hinten. Manche Nashörner aber haben die Eigenheit, so viel mit ihm zu schleifen, daß es bis auf einen kleinen Stummel verkleinert wird. Dies thun regelmäßig die gefangenen.



Die Mutter zeigt viel Liebe für ihr Junges und vertheidigt es bei Gefahr mit einem beispiellosen Grimm gegen jeden Feind und jeden Angriff. Sie säugt es fast durch zwei Jahre und bewacht es während dieser Zeit mit der größten Sorgfalt. Bontius erzählt, daß ein Europäer auf einem seiner Ritte ein indisches Nashorn mit seinem Jungen entdeckte. Als das Thier die Menschen erblickte, stand es auf und zog mit seinem Kinde langsam weiter in den Wald. Das Junge wollte nicht recht fort, da stieß es die Alte mit der Schnauze vorwärts. Nun fiel es einem Jäger ein, dem Thiere nachzureiten und ihm mit seinem Säbel einige Hiebe auf den Hinteren zu geben. Die Haut war zu dick, als daß er hätte durchdringen können, die Hiebe hinterließen nur einige weiße Streifen. Geduldig ertrug das alte Nashorn alle Mißhandlungen, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war, dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grollen und Zähneknirschen gegen den Reiter, stürzte auf ihn los und zerriß ihm mit dem ersten Streich einen Stiefel in Fetzen. Es würde um ihn geschehen gewesen sein, wäre das Pferd nicht klüger gewesen, als sein Reiter. Dieses sprang zurück und floh aus allen Kräften, das Nashorn aber jagte ihm nach, Bäume und Alles, was ihm hindernd war, krachend niederschmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern des Weißen zurückkam, ging das Nashorn auf diese los, sie aber fanden glücklicherweise zwei neben einander stehende Bäume, hinter welche sie sich flüchteten. Das Nashorn, blind gemacht durch seine Wuth, wollte schlechterdings zwischen den Bäumen hindurch und gerieth in förmliche Naserei, als es sah, daß diese seinen Angriffen widerstanden. Die Stämme zitterten wie Rohr unter den Streichen und Stößen, welche das erboste Vieh führte, doch widerstanden sie und die Leute gewannen Zeit, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, welche es fällten. — Wie lange das junge Nashorn bei seiner Mutter bleibt, weiß man nicht, ebensowenig kennt man das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Kinde.

Man hat in alter Zeit viel von den Freundschaften und Feindschaften des Nashorns gefabelt. Namentlich der Elefant sollte aufs eifrigste von dem Nashorn bekämpft werden und diesem blindwüthenden Thiere regelmäßig unterliegen müssen. Diese schon von Plinius herrührenden Fabeln sind nach und nach erledigt worden. Bereits die älteren Reisebeschreiber wissen von der Feindschaft Nichts; wohl aber erzählt man von der Freundschaft unseres Thieres mit anderen Geschöpfen. Anderson, Gordon Cumming und Andere fanden fast regelmäßig auf dem Nashorn einen gar dienstwilligen Vogel, den Madenhacker, welcher das Thier während des ganzen Tages treu begleitet und gewissermaßen Wächterdienste bei ihm verrichtet. „Die Nashornvögel (Madenhacker)“, sagt Cumming, „sind fortwährende Begleiter des Nilpferdes und der vier Arten des Nashorns. Sie nähren sich von dem Ungeziefer, von welchem diese Thiere wimmeln, und halten sich deshalb immer in unmittelbarer Nähe der Dickhäuter oder auf ihrem Leibe selbst auf. Oft haben diese stets wachsamem Vögel mich bei meiner vorsichtigsten Annäherung in meinen Erwartungen getäuscht und meine Mühe vereitelt. Sie sind die besten Freunde, welche das Nashorn hat, und versehen selten, es aus seinem tiefsten Schlafe aufzuwecken. Der alte Dickbauch versteht auch ihre Warnung vollkommen, springt auf seine Füße, sieht sich nach allen Richtungen um und ergreift dann jedes Mal die Flucht. Ich habe oft zu Pferde ein Nashorn gejagt, welches mich viele Meilen weit lockte und eine Menge Kugeln empfing, ehe es stürzte. Auch während solcher Jagd blieben diese Vögel fortwährend bei ihrem Brodherrn. Sie saßen ihm auf dem Rücken und den Seiten, und als eine Kugel in die Schulter des Nashorns einschlug, flatterten sie ungefähr sechs Fuß in die Höhe, einen hellen Schrei ausstoßend, und nahmen dann wieder ihre frühere Stellung an. Zuweilen traf es sich, daß die unteren Zweige der Bäume, unter welchen das Nashorn dahinrannte, die Vögel wegsetzten; aber sie fanden alle Mal ihren Platz wieder. Ich habe Nashörner geschossen, wenn sie um Mitternacht an den Quellen tranken. Die Vögel aber, welche glaubten, daß das erlegte Nashorn schlief, blieben bis zum Morgen bei ihm und wenn ich mich näherte, bemerkte ich, daß sie, ehe sie fortflohen, alles Mögliche aufboten, um das vermeintlich schlafende Nashorn aufzuwecken.“ Wir haben keinen Grund, an der buchstäblichen Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln, da wir ähnliche Freundschaften zwischen den Vögeln und den Säugethieren oft genug finden können. Zudem habe ich die Madenhacker in Habesch wenigstens auf



Pferden und Rindern selbst beobachten können. Selbstverständlich finden die Vögel Anerkennung für solche treue Begleitung, und auch das stumpfste Säugethier muß die Wohlthat erkennen, welche sie ihm durch Auflesen der es peinigenden Kerse bereiten. Ob aber bei Annäherung des Menschen die Vögel ihr Weidethier geradezu in das Ohr picken, um es aufzuwecken, will ich gern dahin gestellt sein lassen; ich glaube eher, daß schon die allgemeine Unruhe, welche sie kundgeben, wenn sich ihnen etwas Verdächtiges zeigt, hinreichend ist, um das Nashorn aufmerksam zu machen. Bekannt ist übrigens, daß manche Vögel, welche sich durch besondere Vorsicht auszeichnen, in sehr kurzer Zeit von den übrigen als Vorposten und Warner anerkannt und beobachtet werden.

Außer dem Menschen dürfte das Nashorn nicht viele Feinde haben. Löwen und Tiger meiden das Thier, weil sie wissen, daß ihre Klauen doch zu schwach sind, um dessen dicke Panzerhaut zu zerreißen. Aus dem Prankenschlag des Löwen, welcher einen Stier im Nu zu Boden schlägt, würde sich das Nashorn wahrscheinlich nicht viel machen; denn das ist in Folge der Kämpfe mit seines Gleichen noch ganz andere Schläge gewöhnt. Weibliche Nashörner, welche Junge haben, lassen übrigens die Tiger oder Löwen nicht in ihre Nähe kommen; denn dem kleinen, noch weichlichen Nashorn mag das große Raubthier wohl gefährlich werden. „Als ich ein Mal aus der Stadt an einem Flusse spazieren ging,“ sagt Bontius, „um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgebissen waren, ohne Zweifel von einem Tiger.“

„Was man von seiner Freundschaft mit dem Tiger sagt, scheint mir nur eine Heuchelei zu sein; denn wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, so sehen sie einander mit schiefen Augen an, grunzen und blöcken die Zähne, was sicher kein Zeichen von Freundschaft ist.“

Das Nashorn fürchtet andere kleine Thiere weit mehr, als die großen Räuber und namentlich in einigen Bremsen und in den Mücken hat es gar schlimme Feinde, gegen welche es kaum Etwas unternehmen kann. Ibrethalber wälzt es sich so gerne im Schlamm und in Folge ihrer Stiche, welche es recht wohl fühlen mag, reibt es sich oft an den Stämmen, bis böse Geschwüre und Krusten entstehen, in denen sich dann wieder neue Kerbthiere ansiedeln. Auch mit dem Schlamm kommen eine Menge von Wasserthieren, namentlich Egel, an das Nashorn, welche ebenfalls unangenehm werden müssen und nur in den kleinen gefiederten Freunden des Thieres mächtige Gegner finden können.

Der Mensch ist wohl überall der gefährlichste Feind des Nashorns. Alle Völkerschaften, in deren Gebiete das wüste Geschöpf sich findet, stellen ihm mit größtem Eifer nach und auch die europäischen Jäger betreiben seine Jagd mit wahrer Leidenschaft. Man hat gefabelt, daß die Panzerhaut Kugeln undurchdringlich wäre; doch haben schon frühere Reisende bezeugt, daß selbst eine Lanze oder ein kräftig geschleudertes Pfeil sie durchbohrt. Die Jagd ist gefährlich, weil der gewaltige Riese auf den rechten Fleck getroffen werden muß, wenn er der ersten Kugel erliegen soll. Verwundet nimmt er augenblicklich den Kampf mit dem Menschen auf und kann dann sehr gefährlich werden. Die eingeborenen Jäger suchen das Nashorn während des Schlafes unter dem Winde zu beschleichen und werfen ihm ihre Lanze in den Leib oder setzen ihm die Mündung des Gewehrlaufs fast auf den Rumpf, um den Kugeln ihre volle Kraft zu erhalten. Die Abissinier gebrauchen Wurfspeie, schleudern davon aber manchmal 50 bis 60 auf ein Nashorn. Wenn es etwas erschöpft vom Blutverlust ist, wagt sich einer der Kühnsten an das Thier heran und versucht mit dem scharfen Schwerte die Achillessehne durchzuhauen, um das Thier zu lähmen und zu fernern Widerstande unfähig zu machen. In Indien zieht man mit Elefanten zur Jagd hinaus, aber selbst diese werden zuweilen von dem wüthenden Thiere gefährdet. „Als das Nashorn aufgejagt war,“ sagt Borri, „ging es ohne anscheinliche Furcht vor der Menge der Menschen auf seine Feinde los und, als diese bei seiner Annäherung rechts und links aus einander prallten, lief es ganz gerade durch die aus ihnen gebildete Reihe, an deren Ende es auf den Statthalter traf, welcher auf einem Elefanten saß. Das Nashorn lief sogleich hinter diesem her und suchte ihn durch sein Horn zu verwunden, während der Elefant



seinerseits alle Kraft aufbot, das angreifende Nashorn mit dem Rüssel zu fassen. Der Statthalter nahm endlich die Gelegenheit wahr und schoß ihm eine Kugel an die rechte Stelle."

Auf die afrikanischen Arten wird selbst im offenen, freien Felde Jagd gemacht. Der Jäger schleicht sich durch das Gebüsch heran und schießt aus geringer Entfernung. Fehlt er, so stürzt das Thier wüthend nach dem Orte hin, von welchem der Schuß fiel, und spürt und blickt nach dem Feinde umher. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und rennt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen. Geübte Nashornjäger haben stundenlang einem auf sie eindringenden Nashorn Stand gehalten, indem sie stets zur Seite sprangen, wenn das Nashorn auf sie losrannte und es an sich vorbeirasen ließen. Nachdem es sich ausgetobt, erlegten sie es doch noch. Der Reisende Anderson ist mehrmals durch verwundete Nashörner in Todesgefahr gekommen. Eins derselben stürzte sich wüthend auf ihn, warf ihn nieder, glücklicherweise ohne ihn mit dem Horne zu treffen. Es schleuderte ihn aber ein gutes Stückchen mit seinen Hinterfüßen weg. Kaum war es an ihm vorüber gestürmt, als es sich schon herum drehte und einen zweiten Angriff wagte, wobei es seinem Feinde eine tüchtige Wunde in den Schenkel beibrachte. Damit war glücklicherweise seine Rache erfüllt. Es eilte in ein benachbartes Dickicht, und Anderson konnte gerettet werden. Ein anderes Zusammentreffen mit dem weißen Nashorn beschreibt er mit folgenden Worten:

"Als ich einst auf der Rückkehr von einer Elefantenjagd begriffen war, bemerkte ich ein großes, weißes Nashorn in kurzer Entfernung vor mir. Ich ritt ein vortreffliches Jagdpferd, das beste und flotteste, was ich jemals während meiner Jagdzüge besessen habe; doch war es eine Gewohnheit von mir, niemals ein Nashorn zu Pferde zu verfolgen, einfach deshalb, weil man sich dem stumpfsinnigen Vieh weit leichter zu Fuß als zu Pferde nähern kann. Bei dieser Gelegenheit jedoch schien es, als ob das Schicksal dazwischentreten wolle. Meinen Nachreitern mich zuwendend, rief ich aus: „Beim Himmel, der Bursche hat ein gutes, feines Horn, ich will ihm einen Schuß geben.“ Mit diesen Worten gab ich meinem Pferde die Sporen, war in kurzer Zeit neben dem ungeheueren Vieh und gab ihm einen Augenblick später eine Kugel in seinen Leib, doch, wie sich zeigte, nicht von tödtlicher Wirkung. Das Nashorn, anstatt, wie gewöhnlich, die Flucht zu ergreifen, blieb zu meiner größten Verwunderung sofort stehen, drehte sich rasch herum und kam, nachdem es mich ein oder zwei Augenblicke neugierig angesehen hatte, langsam auf mich los. Ich dachte noch gar nicht an die Flucht, dem ungeachtet versuchte ich, mein Pferd wegzulenken. Aber dieses Geschöpf, gewöhnlich so gehellig und lenksam, welchem der kleinste Druck des Zügels genug war, verweigerte jetzt ganz entschieden, mir zu gehorchen. Als es zuletzt noch folgte, war es zu spät; denn das Nashorn war bereits so nahe zu uns gekommen, daß ich wohl einsah, ein Zusammentreffen mußte unvermeidlich sein. Und in der That, einen Augenblick später bemerkte ich, wie das Schensal seinen Kopf senkte, und indem es denselben rasch nach oben warf, stieß es sein Horn mit solcher Kraft zwischen die Rippen meines Pferdes, daß es durch den ganzen Leib, durch den Sattel selber hindurch fuhr und ich die scharfe Spitze in meinem Beine fühlte. Die Kraft des Stoßes war so furchtbar, daß mein Pferd einen wirklichen Purzelbaum in der Luft schoß und dann langsam nach rückwärts zurückfiel. Was mich anlangt, so wurde ich mit Gewalt gegen den Boden geschleudert, und kaum lag ich hier, als ich auch schon das Horn des wüthenden Thieres neben mir erblickte. Doch mochte es seine Wuth gekühlt und seine Rache erfüllt haben. Es ging plötzlich mit leichtem Galopp von dem Schauplatze seiner Thaten ab. Meine Nachreiter waren inzwischen näher gekommen. Ich eilte zu einem hin, riß ihn vom Pferde herab und sprang selbst in den Sattel und eilte ohne Hut, das Gesicht von Blut strömend, rasch dem sich zurückziehenden Thiere nach, welches ich zu meiner großen Genugthuung wenig Minuten später leblos zu meinen Füßen hingestreckt sah."

Auch Gordon Cumming berichtet, daß ein weißes, sonst als gutmüthig betrachtetes Nashorn sich, als es in die Enge getrieben worden war, wüthend zum Angriff herumdrehte und ihn



gefährdete. Von einem Schwarzen erzählt er, daß dasselbe, noch ehe er ihm Leides gethan, plötzlich auf ihn zukam und ihn lange Zeit um einen Busch herumjagte.

„Wäre es ebenso flink als häßlich gewesen, so hätten meine Wanderungen wahrscheinlich ihre Beendigung erreicht. Aber meine überlegene Behendigkeit gab mir den Vortheil. Nachdem es mich eine Zeit lang durch den Busch angeschnaubt, stieß es plötzlich einen lauten Schrei aus, machte Kehrt und ließ mich als Meister des Feldes zurück.“

Levaillant beschreibt in sehr lebhafter Weise eine Jagd auf das zweihörnige Nashorn. „Man beobachtete ein Paar dieser Thiere, welche ganz ruhig in einem Mimosenwald neben einander standen, mit der Nase gegen den Wind und von Zeit zu Zeit hinter sich sahen, um sich zu sichern. Ein Eingeborener bat sich aus, die Thiere zu beschleichen. Die übrigen Jäger vertheilten sich und ein Hottentotte nahm die Hunde unter seine Obhut. Der Eingeborene zog sich ganz nackt aus und kroch mit der Flinte auf dem Rücken wie eine Schlange auf dem Boden fort, höchst langsam und vorsichtig. Er hielt auch augenblicklich still, so wie sich die Nashörner umsahen, und glich dann täuschend einem Steinbrocken. Sein Kriechen dauerte fast eine Stunde. Endlich kam er bis zu einem Busch, etwa zweihundert Schritt von den Thieren entfernt. Dort stand er auf und sah sich um, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären. Jetzt legte er an und verwundete das Männchen, welches im Augenblick des Schusses einen fürchterlichen Schrei ausstieß und mit dem Weibchen wüthend auf ihn zukam. Er legte sich unbeweglich auf den Boden, die Nashörner schossen an ihm vorbei und stürzten auf die übrigen Jäger los. Jetzt befreite man die Hunde und feuerte von allen Seiten auf sie. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde los, zogen mit ihren Hörnern tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten weg. Die Jäger rückten näher, die Wuth der Thiere steigerte sich fortwährend, und sie boten einen wirklich entsetzlichen Anblick. Da plötzlich stellte sich das Männchen gegen die Hunde, und das Weibchen flüchtete, zur größten Freude der Jäger, welche es nicht gern mit zwei derartigen Ungeheuern aufnehmen wollten. Das Männchen kehrte endlich auch zurück, lief aber auf einen Busch zu, in welchem drei Jäger standen, welche ihm aus einer Entfernung von dreißig Schritt tödtliche Schüsse zusandten. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Levaillant wollte aus Mitleid ihm den Rest geben, wurde aber von den Wilden abgehalten, weil sie einen sehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerlei Krankheiten gebrauchen; namentlich gegen Verstopfung. Als es endlich todt war, liefen sie hurtig heran, schnitten ihm die Blase aus und füllten sie mit Blut an.“

Eine wunderbare Jagdweise wird in dem „Journal of the Indian Archipel“ mitgetheilt. Die Bewohner Sumatras sollen dem Rhinoceros, während es in seinen Schlammulden sich wälzt, langsam auf den Leib rücken und mit einem Male einen ganzen Haufen leicht brennbarer Stoffe über das eingewühlte Thier werfen, diese dann in Flammen setzen und sie so erst erstickern, dann gleich braten und somit zum Verspeisen fertig machen. Es gehört freilich ein guter Glaube dazu, solche Angaben für wahrscheinlich zu halten. Ich erwähne es blos, um zu zeigen, was für Fabeln noch heutigen Tages über das sonderbare Geschöpf gäng und gäbe sind.

Ungeachtet seines reizbaren Wesens wird das Nashorn, wenn es sich ordentlich behandelt sieht, leicht zahm. Bei Denen, welche man auf Schiffen hatte, bemerkte man eine stumpfe Gleichgiltigkeit, welche nicht einmal nach wiederholten Neckereien dem sonst leicht aufloodernden Zorn Platz machte. Es ist eine bekannte Sache, daß alle Thiere, welche das weite Meer um sich sehen, ausnehmend mild und zahm sich zeigen, wahrscheinlich im Gefühl ihrer zeitweiligen Schwäche. Und so darf es uns eigentlich nicht Wunder nehmen, daß auch das Nashorn hier sehr zugänglich ist. Aber wir haben auch andere Belege dafür, daß gefangene Nashörner auffallend zahm wurden. Horsfield rühmt das auf Sumatra lebende als ein sehr gutmüthiges Geschöpf. Ein Junges benahm sich im hohen Grade liebenswürdig. Es erlaubte, daß man es in einem großen Karren fortschaffte und zeigte sich, nachdem es seinen Bestimmungsort erreicht hatte, sehr zugänglich. Man hatte ihm in



dem Schloßhose von Surar Karta einen Platz eingeräumt, welchen man durch einen tiefen Graben von ungefähr drei Fuß Breite abgegrenzt hatte, und hier blieb es mehrere Jahre, ohne daran zu denken, seine Grenze zu überschreiten. Es schien sich vollkommen glücklich in seiner Lage zu fühlen und gerieth niemals in Zorn, trotzdem es bei seiner ersten Ankunft auf alle Weise geneckt wurde, weil die zahlreiche Bevölkerung der Stadt sich mit dem Fremden aus dem Walde irgend welchen Spaß machen wollte. Baumzweige, Schlingpflanzen der verschiedensten Art, Strauchwerk wurde ihm in reichlicher Menge vorgeworfen; es zog aber vor Allem den Pifang vor, und die zahlreichen Besucher, welche diese Neigung bald auskundschafteten, sorgten nun redlich dafür, daß es diese Lieblingsfrucht in Masse erhielt. Es erlaubte, daß man es berührte und von allen Seiten besah, ja, die Recken unter den Beschauern wagten es zuweilen, auf seinem Nacken zu reiten. Das Wasser war ihm Bedürfniß, und wenn es nicht mit Fressen beschäftigt war oder durch die Eingeborenen aufgestört wurde, legte es sich regelmäßig in tiefe Löcher, welche es sich ausgegraben hatte. Als es, nach verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, erwachsen war, genügte ihm der nur drei Fuß breite Graben nicht mehr, es abzuschließen. Da kam es oft vor, daß es in den Häusern der Eingeborenen Besuche abstattete und dort in den Pflanzungen, welche die Gebäude regelmäßig umgeben, oft recht bedeutende Zerstörungen sich zu Schulden kommen ließ. Die, welche das Thier nicht kannten, wurden natürlich bei seinem Erscheinen in die peinlichste Furcht versetzt, die Beherzteren aber trieben es ohne Umstände wieder nach seinem Behälter zurück. Als die Ausflüge in der Nachbarschaft immer häufiger und die Verwüstungen, welche es in den Gärten anrichtete, immer toller wurden, war man genöthigt, es nach einem benachbarten Dorfe zu treiben, und dort fand es schmählicher Weise sein Ende in einem kleinen Fließchen.

Anderer Nashörner, welche nach Europa gekommen waren, zeigten sich ebenfalls gutmüthig und zahm. Sie ließen sich berühren und hin und her treiben, ohne sich zur Wehr zu setzen. Nur ein Fall ist bekannt, daß ein Nashorn zwei Leute, welche es wahrscheinlich gereizt haben mochten, angriff und tödtete.

Ich sah ein fast erwachsenes, indisches Nashorn in Antwerpen. Es war ebenfalls sehr gutmüthig und ließ sich ohne Mühe behandeln. Herr Kretschmer, der Zeichner der meisten Abbildungen dieses Werkes, durfte sogar zu ihm in den Behälter gehen, als es sich darum handelte, es von allen Seiten bildlich darstellen zu können. Man ließ es täglich auf einen umzäumten Platz vor seinem Stalle, und dort konnte der Wärter mit ihm machen, was er wollte. Eine einfache Peitsche genügte, ihm einen heilsamen Schrecken einzujagen. Es setzte sich augenblicklich in Galopp, wenn der Wärter klatschte. Viele Beschauer mochten es oft gefüttert haben; denn sobald jemand Fremdes sich nahte, kam es sofort herbei, streckte seine plumpe Schnauze durch das Gitter, verlängerte die Oberlippe soweit es konnte und stieß ein dumpfes, aber leises Brüllen aus, in der Absicht, einige Näscherereien zu erhalten. Wenn es eine Leckerei erhalten hatte, drückte es die Augen behaglich zu und zermalnte das Erbettelte mit einem einzigen Biß.

Aller Nutzen, welchen das erlegte Nashorn gewähren kann, wiegt den Schaden, welchen es während seines Lebens anrichtet, nicht entfernt auf. In Gegenden, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, ist das Nashorn gar nicht zu dulden. Es ist so recht eigentlich nur für die Wildniß geschaffen. Von dem erlegten Thiere weiß man fast alle Theile zu verwenden. Nicht blos das Blut steht in hohem Ansehen wegen seiner geheimnißvollen Kraft, sondern auch das Horn. Im Morgenlande sieht man in den Häusern der Vornehmen allerlei Becher und Trinkgeräthe, welche aus dem Horn des Thieres gedreht sind. Man schreibt diesen Gefäßen die Eigenschaft zu, aufzubrausen, wenn eine irgend wie giftige Flüssigkeit in sie kommt, und glaubt somit ein sicheres Mittel zu haben, sich vor Vergiftungen zu schützen. Die Türken der höheren Klassen führen beständig ein Täßchen von Rhinoceroshorn bei sich, und lassen es in allen zweifelhaften Fällen mit Kaffee füllen. Gar nicht selten kommt es vor, daß ein Türke, welcher einen anderen besucht, von dem er sich eben nicht viel Gutes versieht, in dessen Gegenwart durch seinen Diener das Horntäßchen mit dem Kaffee



füllen läßt, welcher als Freundschaftstrank jedem Ankommenden gereicht wird, und es scheint fast, als nähme der Wirth eine so beispiellose Ungezogenheit gar nicht übel. Noch häufiger wird das Horn zu den Griffen der kostbaren Säbel verwendet. Wenn es ordentlich geglättet und gut gewählt ist, zeigt es eine unbeschreiblich schöne, sanft röthlichgelbe Farbe, welche mit Recht als ein besonderer Schmuck der Waffen betrachtet wird. Aus der Haut verfertigen sich die Eingeborenen gewöhnlich Schilde, Panzer, Schüsseln und andere Geräthschaften. Das Fleisch wird gegessen, das Fett hoch geachtet, obwohl Europäer das eine wie das andere schlecht nennen. Hier und da benutzt man, und sicherlich nicht ohne Erfolg, das Fett zu Salben der verschiedensten Art, und auch das Mark der Knochen gilt hier und da als Heilmittel.

Ungleich plumper noch als Elefant und Nashorn ist das Fluß- oder Nilpferd, unzweifelhaft das ungeschlachtete aller Landsäugethiere überhaupt. In der Vorzeit hat auch dieses Geschöpf mehrere ihm sehr nahe Verwandte; gegenwärtig steht es wohl allein für sich da. Man hat zwar in der letzten Zeit von einer kleinen Art im Westen Afrikas gesprochen, welche kaum größer als ein Schwein, und noch außerdem durch den Kopfbau wesentlich von dem eigentlichen Nilpferd unterschieden sein soll; doch müssen nähere Berichte abgewartet werden, ehe wir das liberische Flußpferd anerkennen dürfen.

Das Nil- oder Flußpferd (*Hippopotamus amphibius*) hat vier Hufe an jedem Fuße, eine breite, stumpfe, nicht rüsselartig verlängerte Schnauze und eine nackte Haut. Im Kiefer stehen zwei bis drei Schneidezähne, ein Eckzahn und sieben Backzähne in jeder Reihe. Das Geripp ist außerordentlich schwerfällig in allen seinen Theilen. Der Schädel ist fast vierseitig, flach und niedergedrückt, der Hirntheil klein; die übrigen Knochen sind dick und schwer. Besonders auffallend sind die Zähne. Sie unterscheiden sich von denen aller übrigen bekannten Dickhäuter und erinnern nur entfernt an das Gebiß der Schweine. Besonders ausgezeichnet sind die ungeheuren, halbkreisförmig gebogenen Eckzähne des Unterkiefers, welche bei alten Männchen bis dritthalb Fuß lang werden können. Die oberen sind viel kleiner, aber ebenfalls gekrümmt und an der Spitze schief abgestutzt. Trotz der ungeheuren Größe ragen diese Zähne aber doch nicht aus der Schnauze hervor.

Der Name Flußpferd, eine Uebersetzung der altgriechischen Benennung unseres Thieres, bezeichnet das plumpe Geschöpf sehr schlecht; denn sein Leibesbau hat weit mehr Aehnlichkeit mit einem riesigen, unförmigen Mastschweine, als mit jedem anderen Geschöpfe. Schon der arabische Name „Djamuh el Bahhr“, welcher Flußbüffel bedeutet, ist weit besser, als der bei uns gebräuchliche, obgleich die Aehnlichkeit zwischen Flußpferd und Büffel auch nur gering ist. Mehr als alles Uebrige unterscheidet der Kopf, auch abgesehen von dem Gebiß, das Nilpferd von anderen Geschöpfen. Er ist von fast viereckiger Gestalt und durch die lange, hohe, außerordentlich breite und aufgeschwollene Schnauze ausgezeichnet. Diese ist zwar unförmlich wie das ganze Thier, aber dennoch sonderbar gestaltet. Ihr Obertheil ist sehr platt und hinten auch ziemlich schmal, er verbreitert sich aber von dort aus nach vorn und fällt sogleich in Gestalt der Oberlippe seitlich tief herab, so den Mund allseitig deckend und schließend. Die Nasenlöcher stehen schief zusammen und ziemlich weit hinten, hoch oben am Kopfe, nur wenig vor und unterhalb den Ohren. Der schwerfällige und dicke Leib ist langgestreckt, fast drehrund, nur in der Mitte etwas verdickt. Der Rücken erhebt sich am Kreuze mehr, als am Widerrist. Der Bauch hängt in der Mitte soweit herab, daß er den Boden berührt, wenn das Thier mit seinen unverhältnißmäßig kurzen Beinen über schlammigen Boden läuft. Selbst bei ausgewachsenen Nilpferden sind die Beine nicht höher als zwei Fuß. Der Schwanz ist kurz und dünn, an seiner äußersten Spitze seitlich zusammengedrückt, am Ende mit kurzen, drahtähnlichen Borsten bedeckt. Der übrige Körper ist beinahe nackt; denn auf der über zolldicken und starken Haut-